

über uns ist, ja der uns überlegen ist, von dem wir uns kein Bild machen dürfen. Das Bild von Egon Stratmann drückt dies auf seine Weise mit dem goldgelben Bereich aus, der als ein Verweis auf den göttlichen Bereich zu verstehen ist. Und auch die Welt ist und bleibt von chaotischen Kräften durchzogen, wie es Jesus erlebt und erlitten hat, als er für die, die ihn gefoltert haben, gebetet hat: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Der Vater Jesu Christi, unser Vater, ist gleichzeitig der majestätische Schöpfer und der, der mit den Chaoskräften in dieser Schöpfung ringt und sie begrenzt, so wie er das Chaos ein für allemal begrenzt hat in der Auferstehung Jesu von den Toten.

Liebe Gemeinde, was können wir erkennen, worauf stellen wir uns ein? Was nehmen wir von der Welt, die uns umgibt, wahr? Gibt es für uns einen Ausblick auf den Bereich der göttlichen Majestät oder sehen wir auf das, was vordergründig ist – was wir als bedrohlich empfinden wie die Chaosmächte, die in unserem Bild so anschaulich ihren Ausdruck finden? Oder lernen wir wieder neu das wahrzunehmen, was hinter dem Vordergründigen steht, was geheimnisvoll verborgen bleibt, wie der ferne Bereich der Majestät Gottes einerseits und das hinter aller

Wirklichkeit hindurchscheinende Bild des Vaters andererseits?

Häufig nehmen wir die Wirklichkeit wohl nur verschwommen und unklar wahr. Manchmal ist das, was unserer Welt Gestalt verleiht, kaum oder gar nicht wahrnehmbar, sowie ja auch das Kreuz Jesu zunächst nichts von der Wirklichkeit Gottes erahnen ließ. Aber dann wird immer wieder deutlich und klar erkennbar, dass hinter allem das väterliche Antlitz Gottes steht, der sich uns zu erkennen gibt, der zeigt, dass er unser Vater ist. Jesus, der eine Sohn, hat in einzigartiger Weise in der ständigen Gegenwart und Nähe des Vaters gelebt, er lädt seine Jünger damals und uns heute ein, auf diese Nähe des Vaters zu vertrauen und sich auf dieses väterliche Antlitz, das hinter aller Wirklichkeit steht, einzulassen. Der Vater weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn darum bitten. Aber gerade deshalb dürfen wir ihn auch ansprechen, ihm unsere Bitten sagen und ihm vertrauen. Im Gespräch mit ihm, im Gebet, wendet er uns sein Antlitz zu, durch all das Fragwürdige, schwer Erkennbare und auch Schreckenerregende in dieser Welt. Hinter all dem lässt er uns sein Antlitz leuchten, so dass wir sagen können: „Vater unser.“ Amen.

Manfred Keller

Exaudi – Johannes 14,15–19

I. Gedanken zum Eingangpsalm 27 und Bild „Exaudi“

Heute feiern wir den letzten Sonntag in der Osterzeit, den Sonntag Exaudi. Es ist der Sonntag zwischen Himmelfahrt und Pfingsten. Er steht im Zeichen des Abschieds Jesu und der Verheißung des Geistes. Der lateinische Name „Exaudi“ ist entlehnt aus Psalm 27, Vers 7: „Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe.“ Das ist eine Bitte: Ein Ruf aus der Tiefe, hervorgerufen und zu Gott empor gerufen aus einer Mischung von Zuversicht und Angst. Diese Situation hatte Egon Stratmann vor Augen, als er das Bild für den Sonntag Exaudi schuf, ein Bild zu den Worten von Psalm 27.

Die Mittel, mit denen der Künstler arbeitet, sind die Komposition und die Farbe. – Die Komposition ist klar und einfach. Drei Zonen, die in der Höhe jeweils ein Drittel des Blattes ausmachen, bestimmen das Bild: eine gelbe Zone, eine schwarze Zone und eine blau-grüne Zone. Diese drei Zonen, die auch drei Ebenen sein können, füllen die Bildform links und rechts bis zum Rand.

Dominierend ist für mich auf den ersten Blick die mittlere Zone. Ihre Farbe ist schwarz, – wenn schwarz denn überhaupt eine Farbe ist – eine Frage, an der sich die Geister scheiden. Physikalisch gesehen ist schwarz der Anblick eines nicht leuchtenden Körpers, der alles Licht schluckt. Schwarz ist also

nicht nur Abwesenheit von Farbe, sondern auch Abwesenheit von Licht und steht damit für die Abwesenheit von Leben. Schwarz ist undurchdringlich und wird deshalb als bedrohlich wahrgenommen. Schwarz ist die Farbe des Todes. Das Dunkel, die Schatten, die Finsternis – sie alle sind in der Farbe Schwarz enthalten.

Diese schwarze Zone – so empfinde ich es – lastet bedrohlich auf dem unteren Bereich mit den lebhaften Formen in blau und grün. Blau ist die Farbe des Wassers, ohne das es kein Leben gibt; grün die Farbe der Vegetation. Grün steht für saftige Wiesen und schattige Wälder – kein Wunder, dass diese Farbe zum Symbol für das Leben schlechthin wurde.

Dominiert anfangs die dunkle Zone, so zieht bei längerer Betrachtung die obere Ebene die Blicke immer stärker auf sich. Das Gelb ist die Farbe der Sonne; sie bedeutet Wärme und Licht. In der Tradition der Farbensymbolik steht gelb auch als Ersatzfarbe für das kostbare, aus sich selbst leuchtende Gold, das als Sinnbild Gottes zu deuten ist. Das sonnenhelle Gelb steht für das Heil, es symbolisiert das Wirken Gottes und seine Liebe zum Menschen.

Wenn wir dieser Spur folgen, entdecken wir auch eine Dynamik auf der mittleren und unteren Ebene des Bildes. Die Dunkelheit in der Mitte überdeckt nur scheinbar das Gelb, das sonnenhelle Licht steht dahinter, spaltet das Dunkle und drängt es rechts hinaus.

Und auch auf der unteren Ebene durchdringt dieses transzendente Licht aus einer unsichtbaren Welt die Natur, den Lebensraum des Menschen. Bedrohung durch das Dunkel auch hier – aber die Fülle des Lichtes trägt das alles.

Egon Stratmann hat für den Sonntag Exaudi ein sehr realistisches Bild gemalt, das zugleich ein Bild der Hoffnung ist. Der Künstler drückt aus, was der Beter des Psalms, der aus der Tiefe ruft, in die Worte fasst: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten?“

II. Predigt zu Johannes 14, 15–19

Liebe Gemeinde, die Verse, die wir gerade gehört haben, sind Teil der Abschiedsreden Jesu, die es so nur im Johannesevangelium gibt. Dieses Evangelium unterscheidet sich

auch sonst charakteristisch von den anderen Evangelien im Neuen Testament. Es hat einen ganz eigenen Sprachstil. Und auch inhaltlich setzt es eigene Akzente.

Zu den Besonderheiten des vierten Evangelisten gehört zum Beispiel, dass er von einer vor-irdischen göttlichen Existenz Jesu ausgeht. Für Johannes hat Jesus Christus seinen Ursprung und seine Heimat in der unsichtbaren Welt Gottes, in jenem überirdischen Raum, den der Maler unseres Bildes in ein sonnen-helles Gelb getaucht hat, Sinnbild der Ewigkeit und der göttlichen Vollkommenheit. Aber nicht das jenseitige Leben in Gottes Herrlichkeit bildet den Stoff des vierten Evangeliums, sondern der irdische Weg Jesu, der in all die Dunkelheiten führte, die der schwarze Riegel dieses Bildes symbolisiert.

Jesus nimmt Abschied. Gerade hat er mit seinen Jüngern zum letzten Mal ein gemeinsames Abendessen eingenommen. Dann steht er auf und wäscht seinen Jüngern – auch dem Judas, der schon vom Verrat entschlossen war – die Füße. Er, der Herr und Meister, übernimmt einen niedrigen Sklavendienst. Das widerspricht den gültigen Maßstäben und Vorstellungen. Hier leuchtet göttliches Licht auf hinter einer dunklen Wand, wie auf dem Bild. Die Wand steht für das, was uns Menschen belastet, und das sind gewiss auch die fest zementierten Herrschafts- und Hackordnungen dieser Welt, die Strukturen der Über- und Unterordnung, die Leiden verursachen, von der Familie bis hin zu Wirtschaft und Politik. Jesus, das Licht der Welt, bringt diese Strukturen in Bewegung. Er beginnt, die dunkle Wand verhärteter Strukturen beiseite zu schieben. Er spaltet sie und erklärt den verblüfften Jüngern: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich euch getan habe.“

In den drei ersten Evangelien geht Jesus unmittelbar danach zum Ölberg in den Garten Gethsemane, in die Nacht seiner Verhaftung und Verurteilung. Im Johannesevangelium richtet er zuvor in den Abschiedsreden noch einmal das Wort an die, die bisher mit ihm gegangen sind. Der Teil dieser Reden, der uns heute beschäftigt, beginnt mit den Worten: „Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten.“ Das heißt im Klartext: Jesus

erwartet von den Seinen, dass sie tun, was er gesagt hat – nicht aus Gehorsam, sondern aus Liebe. Das Verhältnis zwischen Jesus und den Jüngern ist eine persönliche Beziehung, gegründet auf Zuneigung und Liebe. Aber diese persönliche Beziehung wird es so bald nicht mehr geben, denn Jesus muss Abschied nehmen. Der Gottessohn kehrt heim in die unsichtbare Welt seines Vaters. Jesu Gefangennahme, seine Kreuzigung und sein Tod stehen unmittelbar bevor. „Es ist noch eine kleine Zeit, dann wird mich die Welt nicht mehr sehen“, sagt er. Die Jünger werden wie Waisenkinder zurückbleiben, allein auf sich gestellt, wie sie befürchten. Die persönliche Beziehung zu Jesus, die ihnen die Kraft zum Leben gab, wird abbrechen. Der Verlust wird eine Lücke hinterlassen wie jeder Tod eines geliebten Menschen. Eine Lebensstütze droht wegzufallen. Wie werden die Jünger ohne sie auskommen? Wie werden sie sich in der Welt allein zurechtfinden? Bleibt ihnen nur die Erinnerung an das, was Jesus gepredigt und vorgelebt hatte?

Liebe Gemeinde, im Grunde sind diese Fragen auch unsere Fragen. Im Grunde zeichnet der Evangelist Johannes mit der verwaisten Jüngerschar zugleich das Bild der christlichen Gemeinde nach Ostern. Denn Christsein heißt, eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus aufzubauen. Aber nun ist Jesus in ein neues, anderes Leben auferweckt worden. Und es stellt sich die Frage: Wie kommt er, der heimgekehrt ist in die unsichtbare Welt Gottes – auf unserem Bild: in die obere helle Ebene – wieder zurück zu den Jüngern, die dem Dunkel und dem Druck der Welt preisgegeben sind?

Auf diese Frage gibt der heutige Predigttext eine Antwort. Genau genommen ist es eine doppelte Antwort. Sie besteht aus einem Zuspruch und aus einer Ankündigung. Der Zuspruch Jesu lautet: „Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch.“ Und um die Nachfrage, wie das geschehen soll, gar nicht erst aufkommen zu lassen, macht Jesus denen, die zu ihm gehören, ein Versprechen, eine konkrete Ankündigung: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Tröster geben, dass er bei euch sei in Ewigkeit: den Geist der Wahrheit“.

Heute ist der letzte Sonntag vor dem Pfingstfest. Offensichtlich spricht Jesus in seinen Abschiedsreden an dieser und an anderen Stellen das Ereignis der Ausgießung des Heiligen Geistes an. Es lohnt sich, liebe Gemeinde, ab und zu die Dramaturgie des Kirchenjahres zu bedenken. Der Sonntag Exaudi liegt zwischen Himmelfahrt und Pfingsten, zwischen einem „Nicht- mehr“ und einem „Noch-nicht“. Es ist die Zeit der Verlassenheit, die sich in dem Psalm des Sonntags spiegelt und in dem Ruf aus der Tiefe Ausdruck verschafft: „Herr, höre meine Stimme. Mein Herz hält dir vor dein Wort: ‚Ihr sollt mein Antlitz suchen.‘ Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz.“

Auf diese Bitte, sein Antlitz wieder zu zeigen, auf diese Bitte, die persönliche Beziehung wieder möglich zu machen, antwortet Jesus mit der Verheißung des Geistes. Der Geist, den Gott zu Pfingsten in die von Abschiedsschmerz und Trennungsangst beschwerten Herzen der Jünger geben wird, ist Lebenskraft. Er ist – wie es im Johannesevangelium heißt – Beistand und Tröster. Das griechische Wort lautet „*parakletos*“. Nur bei Johannes wird der Heilige Geist so bezeichnet. Der Geist, der „*Paraklet*“, ist der Fürsprecher, der Beistand bei Gericht, der Helfer und Mittler, der Anwalt und Berater. Der Geist vergegenwärtigt Jesus. In ihm kommt Jesus Christus, der zu Gott Erhöhte, zu den Jüngern und zu uns.

Liebe Gemeinde, der Heilige Geist öffnet den Raum unseres Herzens, damit der Vater und der Sohn darin Wohnung nehmen. Und er öffnet uns die Augen, damit wir sehen, was „die Welt“ nicht sieht. Die Sätze unseres Predigttextes, in denen Jesus den „Geist der Wahrheit“ und den Geist der Welt einander schroff gegenüberstellt, hören sich überheblich und intolerant an. Hier wir, die den Geist der Wahrheit kennen und verstehen. Dort die anderen, die Welt, die diese Wahrheit nicht nur nicht verstehen will, sondern sie gar nicht verstehen kann. Das klingt nach der Denkweise des Fundamentalismus, dem Stoff, aus dem Krieg, Mord und Totschlag entstehen. Es ist wichtig, dass wir uns diese Außenperspektive bewusst machen, dass wir das scheinbar Intolerante nicht nur in anderen Religionen sehen. Was das Johannesevangelium hier so absolut formuliert, ist aber nicht

im Sinne eines Kampfes der Religionen gemeint. Sehr wohl aber liegt hier eine klare Absage an die Geister der Zerstörung vor, die unsere Welt bestimmen. Wo der Geist des Egoismus herrscht, da ist der Geist der Wahrheit nicht. Wo der Geist der Rache und Vergeltung herrscht, da hat der Geist der Wahrheit keine Chance. Und wo der Geist des „Geiz ist geil“ und „Hauptsache billig – egal auf wessen Kosten“ herrscht, da hat der Geist der Wahrheit erst recht keine Chance. Da kennt man ihn nicht und sieht ihn nicht und versteht ihn nicht – und möchte ihn auch gar nicht kennen und verstehen. Da machen sich all die Dunkelheiten breit, die schwer auf dem Leben vieler Menschen lasten: Der Kinder, die in den Fabriken der Schwellenländer Fronarbeit leisten; der Arbeitslosen, die von eiskalten Rechnern auf die Straße gesetzt werden.

Das sind die Geister der Zerstörung. Doch niemand muss diese Geister über sich herr-

schen lassen. Denn in dieser Welt ist auch der andere Geist zu finden, der Geist Gottes, der uns ein neues Sehen und Denken und Handeln schenkt. Er bewirkt, dass wir nicht mehr wegschauen, wenn Menschen Unrecht getan wird. Er bewirkt, dass wir Zusammenhänge durchschauen und uns nicht feige heraushalten, wo das Leben anderer Menschen belastet und zerstört wird. Vielmehr: Wir gewinnen Mut und nehmen die Kräfte in Anspruch, die das Dunkel und alle Enge vertreiben. In uns werden – wie in unserem Bild – die Farben der Hoffnung zum Leuchten kommen: das Blau der Weite und der Verlässlichkeit und das Grün des Lebens. Darin, in dem allen, erfüllt sich die Zusage Jesu: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Sein Geist ist es, der Beistand, der Helfer, den er uns sendet, durch den das alles geschieht. Möge dieser Geist kräftig in uns wirken.

Amen.

Michael Wuschka / Anna Ikramova / Egon Stratmann

Pfingsten – Apostelgeschichte 2, 1–4 und Psalm 31, 16

Vorbemerkung

Der Gottesdienst mit Feier der Goldenen Konfirmation fand am Pfingstmontag statt. Das Bild zum Pfingstfest war auf der Titelseite des Gottesdienstprogramms farbig wiedergegeben.

Der Gottesdienst wurde festlich gestaltet durch Chor- und Orgelmusik. Der Chorsang: „Jubilare Deo“ von Orlande Lassus (um 1532–1594), „O heiliger Geist, o heiliger Gott“ (Satz: Wolfgang Hubschmidt, 1958), „Locus iste“ von Anton Bruckner (1824–1896) sowie – während der Predigt – das „Veni Creator Spiritus“ (Tai-zé). – Orgelstücke waren: Choralpräludium „Komm, Heiliger Geist“ von Ernst Pepping (1901–1981) und das Orgelnachspiel: „Komm, Heiliger Geist“ von Friedrich Wilhelm Zachow (1713–1740).

Lesung: 2. Mose 3, 1–15

Egon Stratmann: Gedanken zum Bild

„Pfingsten“

Aus Apostelgeschichte 2: „Da entstand vom Himmel her ein Brausen wie von einem gewaltigen Sturm; ... es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer, die sich verteilten und sich herabsetzten auf jeden einzelnen von ihnen.“ Zwei Farbzonen bestimmen die Fläche. Die Dunkelheit unten mit menschlichen Formen ist auf dem Weg in die Tiefe, verharret und staunt. Wie ein gewaltiger Sturm, wie ein Feuersturm füllt das Rot die Großfläche. Es umgreift sogar die menschliche Gruppe unten. Flammenformen fassen Köpfe, „befeuern“ sie.

Fein wirbelnde Strukturen bewegen sich im Rot, werden aber zugleich verstärkt in blitzartigen, dicht roten Spuren, die sich auf den Köpfen niederlassen. Im alles füllenden Rot ist schemenhaft der Umriss einer gewaltigen Taube erkennbar. Der Geist des Pfingsttages füllt mächtig das Rot des Tages.